

Klaus Oberrauner

Morendo

Ein Fin-de-Siècle-Schicksal

Memoiren-Verlag
Bauschke

Klaus Oberrauner ist freier Kulturjournalist, Autor und Kulturvermittler. Absolvent der Musik- und Tanzwissenschaft in Salzburg, Kunst- und Kulturvermittlung in Wien. Erfahrungsstationen bei Rundfunk, Zeitung und Theater in Österreich und Deutschland. Zunächst Redakteur für eine österreichische Tageszeitung, danach für ein Wirtschafts- und Kulturmagazin. Verfasst vor allem Beiträge aus dem Kulturbereich für diverse Print- und Online-Medien und regelmäßig Konzerteinführungen. Seit 2014 Mitgestalter für TV-Dokus (ORF III, ARD alpha).

Als Autor widmet er sich in erster Linie der kleinen literarischen Form mit Kurzprosa und Gedichten, aber auch dem Roman im historischen Kontext. Immer wieder Brückenschlag zwischen den Disziplinen. So Text-Bild-Projekte mit dem innovativen Künstler Lorenz Bögler. Für ein Blog-Projekt „Art connected“ lesen junge, ambitionierte Schauspieler lyrische Texte ein. Mit dem Leipziger Literaturvermittler Jan Zänker formt sich ein literarischer Salon als Ort des Austausches und der Begegnung. Lebt derzeit in Wien.

ISBN 978-3-903303-19-5

© 2020 Memoiren-Verlag Bauschke

Trattenweg 5, A-9346 Glödnitz

www.memoiren-verlag.at

memoiren-verlag@aon.at

Alle Rechte vorbehalten.

Ein Nachdruck oder eine andere Verwertung ist nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.



Bild: Lorenz Bögle

*„Man ist sozusagen selbst nur ein Instrument,
auf dem das Universum spielt.“*

Gustav Mahler

Morendo: in der Musik die für „sterbend, hinsterbend“ sehr gebräuchliche Bezeichnung. Immer langsamer und leiser, klagend und erbleichend schwinden die Töne, und verklingen und verschwimmen endlich wie mit Geisterhauche.

(Damen Conversations Lexikon, 1836)

Talentierte balancierte der Kellner das Wasserglas zum verwaisten Ecktisch. Kurz darauf betrat die Comtessa Giuseppina das heimelige Café, getäfelt in edlem Holz. Er half ihr mit aufgesetzter Sonntagsmiene aus dem modischen Saisonmantel und wünschte ihr trotz des äußerst bescheidenen Wetters den schönsten Tag ihres Lebens.

„Hatten Signora eine angenehme Reise?“ Er eskortierte die Giuseppina an den vorbereiteten Platz. Ohne ihre Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ich habe mir erlaubt, Signora bereits eine kleine Erfrischung zu kredenzen.“

Sie setzte sich, ohne den Mann eines Blickes zu würdigen, und bedankte sich mit gespielter Höflichkeit, aus Ärger darüber, dass er sich nicht merken konnte, ihr das Quellwasser ohne Eiswürfel zu bringen. Ohne es angerührt zu haben, erhob sie sich.

„Bringen Sie mich auf mein Zimmer.“

„Sehrwohl, Signora. Das Rosenzimmer in der Kaisersuite.“

„Ich präferiere das Balkonzimmer auf der fünften Etage, wie Sie wissen“, sagte sie kühl.

Der Kellner schluckte verlegen, als ihn ihre fordernde Strenge traf, die deutlich machte, dass sie keinen Widerspruch zu dulden gewillt war.

„Signora, ein Unglück“, stammelte der Kellner.

„Was?“, fragte sie unverblümt.

„Ein Herr ...“

„Quartieren Sie ihn um!“

„Auf kaiserlichen Amtsstempel wurde das Zimmer für drei Monate gemietet, Signora“, entgegnete der Kellner in geheimnisvollem Ton.

„Tatsächlich?“ Skeptisch hob sie die Augenbrauen. „Jetzt machen Sie mich neugierig, Mani.“

„Setzen Sie sich doch.“ Der Kellner rückte ihr den Stuhl zurecht, und sie setzte sich wieder kerzengerade vor das Glas hin. Sie wies ihn an, neben sich Platz zu nehmen, was er mit leger gemimter Dezenz tat. Leicht nach vor gebeugt, als verfügte die Comtessa über Gehörmangel, fuhr er in seiner Rede fort: „Ich glaube, der Mann ist von der Geheimpolizei“, flüsterte er verstohlen, wie ein Kind, das ein verbotenes Geheimnis ausplaudert und Angst davor hat, dabei ertappt zu werden. „Vor ein paar Tagen ist ein junges Mädchen verschwunden. Die Tochter von Doktor Livadić, die ohnehin als etwas merkwürdig und geistig verwirrt galt. Manche wollen sie nachts gesehen haben, wie sie im Nachthemd an der Mole im Mondschein mit Vögeln sprach, als wären sie Menschen. An dem Tag, an dem sie verschwun-

den sein soll, war das Wetter besonders miserabel. Es stürmte schon am Morgen, und am Abend kamen heftige Regengüsse dazu, die auf die mannshohen Wellen fielen. Miloš, ein Streuner, so sagt man, will beobachtet haben, wie sie auf der Hafenmauer herumturnte und mit ihren Armen Flügelschläge nachahmte. Das war das letzte Mal, dass sie gesehen wurde. Ein paar Tage, vielleicht auch eine gute Woche danach, kam ein fremder Herr in die Stadt. Verdächtig elegant, wahrscheinlich aus der Hauptstadt. Er legte mir ohne viele Worte den Bescheid auf den Tresen und wollte sofort das Balkonzimmer beziehen.“ Er versuchte sich in einem entschuldigenden Lächeln. „Was sollte ich also anderes tun, als ihm das angewiesene Zimmer zur Verfügung zu stellen?“

Vom Nachsatz unbeeindruckt griff die Giuseppina, die den Ausführungen Manis gelauscht hatte, zum Wasserglas und nippte daran. „Diese besonders eiskalte Erfrischung wird mir bestimmt den Hals verderben“, sagte sie verächtlich. Der Kellner zuckte resignierend mit den Schultern.

„Ich bedauere es zutiefst, Signora.“

„Entschuldigen Sie sich nicht ständig wie ein dressierter Hirtenhund. Das ist doch unerträglich“, ließ die Giuseppina ihrer familiär vererbten Arroganz freien Lauf. „Aber“, kam es leicht versöhnlich, „Ihre Geschichte, Mani, finde ich außerordentlich spannend. Vielleicht sollte ich mich von diesem Dottore Livadić behandeln lassen. Die lange Fahrt hat meinem Rücken nicht viel Gutes getan.“

Fürst Ferdinand Broschenberg war aus Wien angereist, um Ermittlungen im Fall der verschwundenen Ana Livadić, der fast achtzehnjährigen Tochter des kaiserlichen Kurarztes, welcher einige Mitglieder des Hofes bei ihrer Sommerfrische betreut hatte, aufzunehmen. Obgleich erfahrener Kriminalist, redete er sich ein, dass jedes Verschwinden seine Ursache und somit auch eine Spur hat. Er war überrascht, wie mild die Temperaturen trotz des verderblichen Gewitters waren, und öffnete die schmucke Balkonflügeltür, um die Luft hereinströmen zu lassen, die anregend für seine Denkprozesse war. Das Balkonzimmer war ideal, da es einen Ausblick auf die Mole gab, wo das Mädchen zuletzt gesehen worden war. Broschenberg trat hinaus und fixierte die Regenlachen auf dem Stein, in welchen sich die Schiffe spiegelten, die wie menschenverlassene Villen im böigen Wind schaukelten. Wie die Abbilder humaner Abgründe schwiegen sie traurig in die Unendlichkeit des Meeres hinaus. Er zwirbelte seinen dünnen Spitzbart und schätzte die Maße der Mole ab. Nachdenklich wandte er sich um. Am Nachbarfenster beobachtete eine edel geschminkte, äußerst modisch gekleidete Dame mittleren Alters mit

eingefrorenem Blick, wie die Himmelstränen das aufgepeitschte Wasser speisten. Dann klopfte es an die Tür.

„Ja, bitte?!“

„Ihr Frühstück, mein Herr, wie Sie es wünschten auf Ihr Zimmer.“ Der Kellner brachte Broschenberg ein exotisches Frühstück, bestehend aus zwei Spiegeleiern, zwei Fischbrötchen und einem Stück hausgemachten Mohnkuchens mit Hagebuttenmarmelade. Ein Piccolo servierte ein Glas sauerbitteren Grapefruitsafts und eine Kanne des einzigartigen Kaffees, für welchen das Haus seinen guten Ruf hatte. Nachdem der Piccolo, den Mani nur „Bub“ nannte, alles fein säuberlich auf einem pultähnlichen Beistellmöbel abgesetzt und wieder aus dem Zimmer gelaufen war, brachte der Kellner das Silbertablett mit den Köstlichkeiten zum nach dem Balkon ausgerichteten Schreibtisch, auf dem Broschenberg in seiner akribischen Ordnungsliebe einige seiner Unterlagen, rechtwinkelig zur Abschlusskante, aufgestapelt hatte.

„Dank’ Ihnen recht freundlich“, hielt sich Broschenberg knapp. Als der Kellner jedoch keine Anstalten machte zu gehen, entrollte er seinen biedereren Charme: „Kann ich noch etwas für Sie tun?“

Mani kramte in seiner Schürzentasche und holte einen Umschlag hervor, den er dem Fürsten übergab. „Der hier ist heute für Sie abgegeben worden“, bettete er auf einen Unterton, der ihm deshalb entfleuchte, weil es offenbar Leute gab, und darüber war er verwundert, die schon vor ihm von der Anwesenheit dieses Broschenbergs wussten. Selbiger nickte knapp und wies den Kellner mit einem sanften Lächeln zu gehen. Als Mani, etwas enttäuscht von der unspektakulären Reaktion des eigenartigen Gastes, im Begriffe war die Tür zu schließen, rief ihn der Fürst noch einmal zurück. „Sagen S’, Mani. Die Dame daneben, sie schaut aus wie eine Schauspielerin.“

„Comtessa Amalia Giuseppina. Heute angereist.“ Der Bedienstete befürchtete zu knapp und unhöflich geklungen zu haben. Der Ermittler sperrte überrascht die Augen auf.

„Am End’ is’ das die berühmte Malerin.“

Mani nickte mit jenem Lächeln der Selbstzufriedenheit, das man hat, wenn man selbst weiß und der andere nicht.

„Grad die Selbige.“ Er verbeugte sich, verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich.

Broschenberg schüttelte den Kopf ob der aufdringlichen Art des Kellners, dem man, aus welchem Grund auch immer, nicht böse sein konnte. Ein heftiger Windstoß trieb den Regen auf den Balkon und halb ins Zimmer, weshalb Broschenberg Anstalten machte, die Flügeltür wieder zu schließen. Doch nicht rechtzeitig genug. Der Blasius stieß einen Kerzenhalter um, der auf das Grapefruit-Glas fiel, welches

zur Hälfte zerbrach und den klebrigen Saft über das Pultgestell laufen und auf den rotschwarzen Teppich tropfen ließ. „Schweineerei!“ entfuhr es dem Fürsten, doch er fasste sich schnell wieder, brachte seine Unterlagen so rasch wie möglich in Sicherheit auf die Kommode vis-à-vis des Diwans und zückte eines seiner von Hand bestickten Taschentücher, um zumindest die Pfützchen auf dem Beistelltisch zu trocknen und ein seltsam riechendes klebriges Etwas in seiner Logis zu verhindern. Mit neu gewonnener Ruhe setzte er sich an den Schreibtisch und schenkte sich Kaffee ein.

Doktor Livadić, der ehrenwerte Allgemeinmediziner, hatte sein Haus, ein kleines Stadtpalais, über dem Hafen auf einer kleinen Anhöhe stehen. Wie ein Miniaturbelvedere thronte es im Grün. Die antikbarocke Fassade sehnsüchtig gen Meer gerichtet, war es ein Kleinod, das von der felsigen Bucht aus wie eine Perle im Nebelschein aussah. Der müde Hausherr saß bei der Morgenzeitung, ihm gegenüber seine Gemahlin. Zwischen ihnen langes Schweigen. Bis auf das Ticken einer Uhr, das Rascheln der Zeitung und das Knistern, welches daher rührte, dass die ehrwürdige Frau, die seit dem Verschwinden ihrer Tochter Schwarz trug, Kekse zum indischen Tee zu knabbern beliebte, war es atemberaubend still.

„Du liest die Zeitung schon zum dritten Mal.“

Schweigen.

„Und deinen Tee hast du auch nicht angerührt.“

Schweigen, bis der Doktor das Morgenblatt senkte und die Gemahlin den Blick seiner tränengeröteten Augen auffing.

Indes jausnete Broschenberg seinen Kuchen fertig, die morgendliche Mehlspeis', ohne die er sich im Kronland wohl ferner der Heimat fühlen würde, als er es ohnehin schon tat. Das Morgenbrot beschließend, wischte er verloren gegangene Brösel vom Tisch auf den Teller. Er wischte und wischte, doch drei Brösel wollten partout nicht abgehen. Er holte sein Monokel aus der Rocktasche und begutachtete die Flecken, die sich als Notenspuren im gemaserten Holz entpuppten.

„Jessas, ein Musikus!“ Er strich über die beiden peinlich genau positionierten Achtelnoten. „Schwarze Tinte, feiner Kiel, gestochen feine Knödelköpfe. Keine drei Jahr alt“, analysierte er aus dem Stegreif und hüstelte in sein Taschentuch. Etwas gerührt von den Spuren der Kunst schob er das Kaffeegeschirr beiseite, ohne dass es seiner Entdeckung im Wege stand. „Ja mei“, seufzte er in der Ahnung, Relikte von etwas Großem vor sich zu haben. Er nahm die Serviette, putzte sich die Reste der Rosenfruchtarmelade aus den Mundwin-

keln und holte den Brief hervor, den ihm der Kellner zugesteckt hatte. Ein goldgelber Umschlag mit einem blauen Wachsseepferdchen, auf dem die Initialen „M.L.“ den Absender andeuteten. Der Fürst brach das Siegel vorsichtig, faltete das Papier, bügelte es mit seinen Handflächen glatt und las die Einladung eines verzweifelt Hoffenden.

Comtessa Giuseppina ließ sich aus dem Gefährt hieven und auf dem roten Empfangsteppich vor der Villa absetzen. Sie schwebte die Eingangstreppe hinauf und betätigte die schmiedeeiserne Glocke. Ein kleiner schwarzer Hund umhechelte sie verspielt, ehe aus dem Portal eine hochgewachsene, stangendürre, weißbeschürzte Hausbesorgerin trat, die ein Gesicht zog wie sieben Tage Regenwetter.

„Wie passend“, dachte die Comtessa, während ihr das reservierte und knappe „Dan“ der Empfangsdame entgegenwehte.

„Sie wünschen?“

„Ich wünsche, mit Doktor Livadić zu sprechen.“

Die Empfangsdame zog die Mundwinkel noch tiefer, und ihre fahlen Lippen wurden so schmal, als hätte sie in eine frisch geerntete Zitrone gebissen.

„Doktor beschäftigt. Müssen warten. Ich geh' fragen. Wen darf ich melden?“ Der strenge Akzent ihrer schrillen Stimme tat der Giuseppina weh in den Ohren.

„Fürstin Ninetta“, log sie frech und gelangweilt vom Gehabe der entgeisterten Gestalt, die im Haus verschwand und wenige Momente später zurückkam, als hätte sie die Comtessa vergessen.

„Bitte warten hier drinnen. Ich geh' schauen. Haben Sie Termin?“

„In Bälde!“, kauzte die Gefragte. Durch das Portal fand sie sich im Kuppelfoyer des Hauses, in dem sich zwei ausladende Wendeltreppen nach links und rechts wanden, am Fuße jeweils gesäumt von zwei dorischen Säulen. Steif wie ein Spazierstock, ohne sich nach der Besucherin umzuwenden, nahm die Hausdame den Ausgang zur Linken und stapfte in gemächlichem Andante um die Kurve in die Höhe. Noch lange hörte sie die Schritte. Der Hund wuselte um ihren Rocksäum und blickte bettelnd, eifrig mit dem Schwanz wedelnd zu ihr herauf, um vielleicht doch eine Leckerei zu erhaschen.

„Wie ein verzaubertes Kind“, schmunzelte die Comtessa. Ehe sie sich versah, war die Pförtnerin zurückgekehrt, fixierte sie mit ihren leeren Augen und äußerte in die wie inszeniert wirkende Stille: „In den Salon bitte zum Warten. Der Herr kommt alsogleich. Mir nachkommen.“ Sie ging voraus, die Giuseppina mit Selbstgefälligkeit hinterdrein, über den rechten Treppenlauf in die erste Etage, wo eine mit glänzendem Messing beschlagene Eichentür in ein heimeliges Studio führte, dessen große, von schwerem Brokattuch umrahmte

Fenster in einen üppigen Park voller Rhododendren und Palmen führten. Wie entspannt die Pflanzen waren, darüber staunte die Comtessa. Gleichzeitig nach dem Trinken zu lechzen, dabei die Glieder entspannt von sich zu strecken, das wäre noch keinem Menschen eingefallen. Und wie geduldig sie das Wasser auf ihren Häuptern ertrugen, in ihrer idyllischen Majestät. Ohne Hut hätte sie da draußen nicht einmal so fröhlich ausgesehen wie der kleine, quicklebendige Schwarzhund, sondern wie ein begossener Pudel ohne Würde. Seitlich vor der beeindruckenden Bücherwand und einem Blüthner-Flügel standen mehrere Sofasessel um einen Getränketisch, welche die Hausbediente ansteuerte.

„Bitte sitzen“, sagte sie und verließ lautlos den Raum.

Wien, am Weihnachtstag 1892.

Mit Herrn Papa und Frau Mama zum ersten Mal in Wien. Wie schön die Vögel singen können. Alles wissen sie zu erzählen. Im großen Park plaudern sie von Heiterem und weniger Heiterem, vor allem schimpfen sie über den weißkalten Schnee und den Wind, der ihn überall hintrieb. Ich scherze mit ihnen. Ich weiß nicht, ob es hier schön ist. Vieles ist grau im Stadtnebel, aber die Menschen sind sehr freundlich. Als trügen sie Weihnachten im Herzen. In der Kirche auf Ingenieur Armeni gestoßen, den der Herr Papa kennt. Ich kenne ihn nicht. Er mich wohl auch nicht, doch war er von Anbeginn sehr um mein Wohlergehen bemüht. Ein bisschen ein merkwürdiger Mensch mit unheimlichen Augen. Der Herr Papa erlaubte meine Angst nicht und wies mich an, artig neben dem Ingenieur zu sitzen, bis dass der Gottesdienst zu Ende sei.

Wohlwärmende Eleganz umhüllte das beste Alter des Paares durch den gischtgefärbelten Park. Ihr diskretes Nebeneinander knirschte durch die vorgehärteten Sohlentritte weihnachtsemsiger Menschen. Immer diesen nach, hüpfte ihnen ein junges Mädchen voran, das mit seiner unbedarften Fröhlichkeit wie einen dissonanten Kontrapunkt in dieses Bild setzte. Als ihm in den Sinn kam, einer schwarzweißen Taube hinterherzuplappern, ließ peinliche Berührtheit den erhabenen Ausdruck der Frau Livadić brüchig werden. Durch ihre Zähne raunte sie: „Sie hat wieder ihren Wahn.“

Doktor Livadić nahm die Hand seiner Frau.

„Sie ist zum ersten Mal in Wien.“

Ohne sie ansehen zu müssen, stupfte ihn ihr Rücken. „Ich weiß, ich weiß. Ich konnte mich noch nicht überwinden, in sie hineinzusehen. Aber versprochen hab' ich's, ich hab's nicht vergessen.“

„Gut. Du bist der Kurarzt. Eine Irre kauft uns niemand ab. Gerade nicht der Ingenieur Armeni.“

„Sie soll ihn heute sehen. Wir treffen ihn in der Kirche.“

„Er wird ein guter Mann sein.“

Der Doktor steckte seine andere Hand tiefer in die Manteltasche, bis sie sich nach unten hin spitz ausbeulte. „Der beste“, baute er seine Überzeugung hinterher.

Zufriedenheit im Angeschau ihrer Tochter, die sich zum Füttern vor den wenig scheuen Vogel gehockt, kittete die Furchen der Mutter. „Gut genug für mein Perlchen.“

Der Vater fand sich in den Staccati enger gesteckter Absätze. „Komm, Tochter! Auf, wir müssen weiter! Nicht trödeln!“

Das Mädchen warf die letzten Krümelchen aus der Hand. Unter dem schroffen Schimmer der Zwillingstürme betrat die Familie die festtagsschwere junge Kirche. Brav schritten sie die Reihen ab, bis der Vater etwas weiter vorne rechts Armeni stehend ausmachte, die Hände vor dem Körper verschränkt. Der Vater drängte die beiden Damen in die Richtung. „Dort drüben ist er“, flüsterte er seiner Frau.

Sie schaute. „Stattlicher als die Türme. Wahrlich, ein Edelmann!“

Im gleichen Dämpftön, seine Tochter vor sich herschiebend, legte er seiner Frau ins Ohr: „Ich hab’ es dir immer gesagt.“

Sie schlängelten sich zu dem frömmelnden Standbild, dem der Vater entgegenzischelte: „Zum Gruß, Armeni.“

Armeni nickte dem Doktor und seiner Frau wie teilnahmslos mit seinen großen Augen zu, als hätte er das Mädchen nicht bemerkt, das schüchtern und etwas ängstlich vor dem ihr fremden Riesen zu stehen kam.

„Das ist meine Tochter Ana.“ Als er sie sich winden und sich fest an seine Hose krallen bemerkte, drehte er das Mädchen in Richtung des Ingenieurs, der es von oben herab anstarrte.

„Los, los. Der Gottesdienst fängt gleich an!“, wehte es ihm von Seiten der Mutter in den Nacken. Alle setzten sich, bis auf Ana. Der Doktor stand auch wieder auf und drückte sie sanft auf den Stuhl neben Armeni.

„Aber Papa, ich ...“, hauchte es ihm entgegen.

„Setz dich hin und sei brav, bis dass die Messe zu Ende ist.“

Ana setzte sich, presste die Knie zusammen. „Ich habe Angst“, verlor sich die hohen Säulen hinauf.

„Psst!“, rügte die Mutter. Ehe sich der Saal mit schnarrenden Tiefen anfüllte und der Priester feierlich die Arme nach der Gemeinde breitete. Ana schielte, kaum merklich, auf Armeni, dessen Mundwinkel langsam nach oben wanderten.

Gedankenverloren ließ die Giuseppina ihren Blick durch den Raum wandern. Ein Bild über dem Blüthner erregte ihre Aufmerksamkeit. Das pastellene Blau des Meeres bewegte sich in getupften wie geschwungenen Wellen sanft im Schein eines sich darin spiegelnden weißsilbernen, halb wolkenverdeckten Mondes. Davor, mit dem Rücken zum Betrachter, ein blond gelocktes Mädchen in einem fast durchsichtigen Seidengewand, das die Hand in Richtung der Wogen ausstreckte, auf der eine elegante Möwe mit ausgebreiteten Flügeln ruhte.

„Das Mädchen mit der Möwe. So heißt das Bild.“ Doktor Livadić begrüßte die Comtessa mit einem Handkuss. „Herzlich willkommen in meinem Haus.“

Sie ließ es geschehen. „Ein merkwürdiges Gemälde. Eine sehr eigentümliche Stimmung und ein sehr ungewöhnlicher Stil. Wo haben Sie es her?“

„Es ist ein Werk meiner Frau Gemahlin. Ich finde, sie hat Talent.“

„Zumindest scheint sie mit einer blühenden Fantasie gesegnet.“

„Es ist fast ihre einzige Leidenschaft, die uneingeschränkte Hingabe zur Malerei. Aber bitte, setzen Sie sich doch, Gnädigste, Fürstin, Gräfin, Herrin, Bediente, wer auch immer Sie sind.“

Die Giuseppina bedankte sich, etwas enttäuscht darüber, dass Livadić ihre kleine Farce durchschaut hatte.

„Doktor, Sie überraschen mich.“

„Glauben Sie mir, ich kenne die Ninetta. Und nur deshalb habe ich Sie hereingelassen. Eine Dame, die zu solch einer List greift, muss ebenso gewitzt wie die Protagonistin und jede Gesellschaft wert sein.“

Wien, am 10. Jänner 1893.

„Eine Premiere erwartet uns. Die Fürstin Ninetta vom Compositur Strauß.“ Ummengt von samtenem Rot und erlauchtem Glüdschimmer drang die Stimme des Kaisers an des Doktors Ohr.

„Erlauchteste Majestät, habt Dank für Eure Invitation.“

„Er leistet wahrlich gute Dienste, Doktor. Man sagt auch Wunderwerke.“

„Bescheidenster Kurarzt, auch zum Wohle Eurer Gäste, Majestät.“

„Ich goutiere Euer Wohlthat für mein Kurbad Abbazia.“

Livadić strahlte mit dem noch hellen Luster um die Wette. Des Kaisers Bart, im flunserldurchtanzten Schimmer, krummte vor seinem Träger und ward entgegen seinem natürlichen Drange resolut em-

porfrisiert. Davon unbedarft amüsiert, neigte sich Ana, zwischen ihre Eltern gesetzt, zu der das Opernglas bemühenden Mutter an ihrer Seite.

„Seine kaiserliche Majestät sieht sehr alt, gediegen, sehr österreichisch aus.“

Selbst sie zeigte keine Regung auf Anas Beobachtung und ihr darauf folgendes verhaltenes Gekicher. Allmählich dämpfte sich das Licht, und in den aufkeimenden Applaus hinein wandte sich der Doktor an seine Tochter: „Da kommt dann auch noch der Girardi.“

Schlaf ein, schlaf ein, mein liebes Medium. In der Pause, als wieder Licht wurde, strahlte Ana bis über beide Ohren: „Oh, danke, danke Papa! Es ist so wundervoll. Es trägt den Winter fort und holt mir das Meer wieder.“

„Ich habe auch eine Überraschung für dich, mein Kind.“

„Eine Überraschung?“

Livadić scheuchte seine Tochter vor sich her, ein paar Stiegen hinunter. Beinahe stieß sie in den plötzlich aufgetauchten Armeni, der die Verdutzte im Violettblau seines Fracks auffing.

„Hoppla. Meine Ana, so stürmisch.“

Livadić nickte ihm zur Begrüßung entgegen. Armeni nahm die sich verstört nach dem breit auseinandergehenden Mund ihres Vaters umwendende Ana bei der Hand.

„Komm nur mit, Liebe.“

Das „Überraschen Sie sie!“ ihres Vaters im Rücken, ließ sie sich durch die aufgeputzten Menschen in eine etwas entlegenere Nische ziehen. Dort drehte sich ein schwarzhaariger Mann mit sympathischem und freundlichem Ausdruck um. Armeni stellte Ana vor den Mann hin, seine kräftigen Hände auf ihren Schultern, und muschelte ihr von hinten ins Ohr: „Schau, das ist Alexander Girardi.“

Sie staunte ein ehrliches „Oh ... der Herr Girardi“, hinter dem ihre Wangen wie Kerzendochte zu glühen begannen, als ihr der freundliche Darsteller die Hand gab. Von irgendwo hörte sie den Vater: „Vergiss nur nicht auf deinen Knicks, Kind.“

So wie sie es tat, begannen alle zu lachen. Besonders der Girardi herzlich, der, sobald wieder bei sich, in Richtung der Garderoben verschwand. Eine Weile stand Ana noch auf der von ihrem Girardi verlassenen Stelle. Zu schnell war es vorbei. Zu schnell drückte sie Armenis grober Griff.

„Komm, Liebe. Jetzt lade ich dich auf eine Sacher oder einen Strudel ein.“

Ana sträubte sich. „Nein, danke. Ich will nicht ... Sie sind nicht der Girardi ...“

Schlaf ein, schlaf ein, mein liebes Medium.

„Ein Wunder, dass wir uns bei der Premiere nicht begegnet sind“, sprach die Giuseppina überrascht, um sich kurz darauf dem Doktor vorzustellen.

„Aber nicht die berühmte Malerin?“

Die Comtessa nickte, woraufhin Livadićs matter Blick wieder zu glänzen begann. „Was verschafft mir diese besondere Ehre?“

„Mein Rücken, der mich seit meiner Anreise plagt.“

„Wenn ich Ihnen helfen kann, so tue ich das mit dem größten Vergnügen“, ereiferte sich der Doktor in Gefloskel.

„Ihre Gattin malt, und Sie spielen bestimmt den schönen Blüthner“, blümelte sie weiter.

„Ich nicht“, sagte der Doktor hohl, der plötzlich aschfahl wurde, wortlos aus dem Raum stürzte und die Giuseppina im Sofasessel mit dem Mädchen und der Möwe alleine ließ.

Abbazia, der erste herrliche Frühlingstag 1901.

„Los, Kind. Mach die Augen zu. Und wehe, du schummelst.“

„Ich schummle nicht, Mama.“

Sicherheitshalber legte sie die Hände auf die Augen ihrer Tochter. Das süßlich Ledrige des Studios in der Nase, kam Vaters Stimme nahe. Es musste etwas Besonderes sein, geheimnisvoll in den Feiertag geleitet zu werden. Eine bedächtige Schwere kehrte die windleichten Freuden vergangener Tage beiseite. Bevor sie zu blass würden, schluckte sie die Farbtöne in sich hinunter.

„Siebzehn Malvenblüten ist es her, als die letzten Kisten deiner Mutter aus Mali Lošinj hierher kamen. Sie waren eine Vorhut, die gewiss machte: Jetzt kommt sie endlich. Ich saß auf der Kiste im Garten. Weißt du noch, wir sagten: Der Schrein der alten Tanten?“

„Du hast es noch nie erzählt, Papa.“

Die Mutter kicherte vorhalten an ihrem Ohr vorbei. „Aber zu genau! Es war die angemockte blaue Kiste. Und da drinnen der Muhme schwarzes Kleid!“

Wie ein leichter Schwindel wirbelte Vaters Echo: „Genau, das schwarze Kleid!“

Ana grub ihre Zehen in die harten Sohlen. Das junge Türkis, in dem sie vor Jahren die sich berührenden Lippen von Hauch und Wogen erkannte, schien ihr zwischen den Brüsten steckengeblieben und sich zu einem rostigen Klumpen zusammenzuziehen. Sie hörte die grimmiige Grimasse aus Mutters verstellter Stimme: „Das zum Unterpfund,

als dass ihr stete Mahnung habt an den Schlund des bösen Zwilling der Liebe!“

Sie hörte das Amüusement aus Vaters hüpfenden Wangen: „Genau-so. Genauso klang sie. Als wäre sie in dich hineingefahren und würde deine Zunge bewegen!“

Sie hörte das Zittern von Mutters Nachbeben, als der Vater fortfuhr: „Auf dieser Kiste saß ich also, an jenem Augusttage und hatte irgendetwas an meinem Ärmel zu reiben.“

Sie hörte Mutters ausgesprochenen Zeigefinger: „Es war das Ausgespei des dürren Hofrats.“

Sie hörte Vaters hochwandernde Braue: „Achherrja, er vertrug die neuartigen Öle nicht.“

Sie hörte ihre eigene Ungeduld, als die Mutter im fremden Dialekt nachäffte: „Gnä' Frau, ich sag's Ihnen, wie's is'. Das Öl putzt verkehrt, die veredelte Schnitzelfett'n.“

Sie hörte Vaters Verblüffung über die Stirn herunterkommen: „Ja genau, aber genauso, das ist er! Als stünde er da!“

Stumm ließ Ana das schwelgende Lachen über sich zusammenschlagen, ehe den Vater das Feuer der Erinnerung einholte. „Ich saß also auf dieser Kiste, rieb an dem, was mir vom Hofrat am Ärmel haftete, und da kam sie daher, deine Frau Mutter. Damals wusste man noch, was bildschön heißt. Sie grüßte höflich, legte sich vor mich ins Gras, wie eine abtrünnige Nonne. Sie loderte und ich schwitzte wie ein Schwein. Von jetzt auf gleich waren wir die ersten Menschen im Paradies, doch die Scham versengte gleich unter den klarsten Lustern, die mich tiefer hin in den Eden verschleppten. Je tiefer ich kam, desto größer wurde das Leuchten. Und dieses Leuchten, so kann ich dir sagen, Kind, dieses Leuchten zeugt von dem Moment, an dem wir dich machten.“

„Und der Muhme Pechkleid musste es stumm ertragen.“

Der Doktor trat an seine Tochter heran und berührte sie väterlich an den Armen: „Siebzehn Malvenblüten, mein Kind. Und du kamst in unsere Welt als unbeschreibliches Wunder der Freude.“

„Der Freude!“, war die Mutter der Nachhall. Ana hörte ihren Vater vor sich knien: „Was hast du denn am Liebsten, mein Kind?“

Von unten kam's, durchbrach den Zwinger und setzte die Farbe in ihr frei: „Ich mag die Musik, Papa. Die Musik. Ja, die Musik.“

„Wolltest du sie nicht auch selbst machen können?“

„Ohja, Papa, das ist mein Wunsch. Ich möchte tönen.“

„Dann sollst du meine Überraschung sehen.“

Sie hörte den Kopfdeut des Vaters, woraufhin die Mutter langsam ihre strengen Hände von den Augen nahm. Ana blinzelte in den Raum. Im Eck formte sich ein Klavier. Ihre sprachlose Freude

schimmerte im eingefrorenen Lächeln der Mutter und in der wonnigen Signatur des Vaters: „Es ist deines. Zur Feier des wunderbaren Tages deiner Geburt.“

Außer sich vor Freude halste sie den Vater und die wie erstarrte Mutter.

„Du wirst spielen lernen.“

Ana eiste sich los, lief zum Instrument, betrachtete es nach allen Seiten und fuhr mit den Fingerspitzen zart über den Lack. „Wie schön schwarz es ist.“ Sie machte den Deckel des Instruments auf und wischte über die Tasten, ohne eine einzige herunterzudrücken. „Darf ich es ausprobieren?“

Sie hörte der Mutter kalte Hände auf ihren Schultern. „Noch besser. Du wirst deinen Lehrer kennenlernen.“

Sie hörte Vaters Strahlen: „Er wird mit uns zu Mittag essen.“

Im aufgedeckten Speisezimmer stand die dorrige Bedienerin, die sich, wie ein Gesteckstrohalm über die Jahre gehalten, die Schürze stramm um ihre geraden Hüften gepeinigt, diskret in einer Ecke hielt. Doktor Livadić stellte seine Damen hinter die Stühle und rieb sich die Hände: „Sehr schön angerichtet. So ist's recht.“ Und auf sein „Wo ist denn unser Gast?“, hob die Randfigur ihre Schultern.

Ana hielt artig ihre Lehne: „Wer denn, Mama? Wer kommt denn da? Ich komme noch um vor Neugier. So ein Geheimnis macht der Papa ...“ Sie wippte von den Zehenspitzen auf ihre Fersen und wieder zurück, bis es aus der Mutter schoss: „Halt dich still und gerade. Er soll doch nicht glauben, hier auf gewöhnliche Menschen zu stoßen. Dein Vater ist wer. Sei kein kleines Mädchen mehr! Wir wollen uns doch nicht für dich schämen!“

Es nickte ihr trocken hinterm Rücken und sie suchte den Boden.

„So ist's artig, Kind!“

Und der Vater entfernte sich raschen Schrittes.

Der Hausdiener führte Livadić vor sein Büro, wo der Gast saß, die Tasche zwischen den Beinen eingeklemmt, den Hut am Schoß. Als wie er den Doktor kommen sah, erhob er sich. Livadić schnippte, woraufhin Viktor die Tür aufschloss und sie in sandiges Zwielflicht wogten, das sich durch die Jalousien zwängte. Viktor durchhauchte das Heimliche wie der Drachenkopf seine Untiefen und rückte den lederbezogenen Stuhl vor dem nüchternen Schreibtisch zurecht. Zaghaft und Kleinklein folgte ihm der Besucher, der den bereiteten Platz angewiesen bekam, während sich der Hausherr in seinem wohlgepolsterten Thron ausbreitete. Auf sein abermaliges Schnippen hin verneigte sich Viktor und aalte sich rücklings von dannen. Kurz nachdem das

Schloss geklackt, reichte der Doktor dem Gast über den Schreibtisch hinweg die Hand.

„Herr Hofoperndirektor, welch Ehre, Sie in meinem Hause willkommen heißen zu dürfen.“

„Ganz meinerseits, Herr Doktor.“ Der Gast bemühte ein leichtes Lächeln auf seine Lippen. „Und Mahler genügt vollauf.“

Livadić verschränkte die Hände vor sich auf dem Tisch und musterte Mahler von oben bis unten, dem die gedämpften Mittagsstrahlen das Gesicht gelblich machten.

„Es entgeht mir nicht gänzlich, was mir zu Ohren kam.“

„Die aufreibendsten und tiefsten Klänge, wie ich hoffe“, erwiderte er und schickte ein zwinkerndes Schmunzeln. Der Doktor schaute ihn ideen- und regungslos an.

„Am Hofe teilte man sich ob Ihnen die größte Sorge.“

„Ich hab' es wohl zu sehr mit Mozart genommen. Ich stürzte mich in der Härte des Winters in ein Ausmaß und Tempo, worüber ich mich selbst vergaß.“

Der Doktor legte das Kinn auf den Daumen und nickte verständnisvoll. „Das ist unserer Zeit größtes Übel.“

Mahler, als hätte er es überhört, fuhr fort: „Und dann noch ein Mozart. Seine letzten zu Ende gesprochenen Sätze. Ich kniete mich hinein. Ich stampfte und trat jedes Gestrüpp zur Seite. Ich umwackelte und trat die steilen Steine. Wie besessen kreiste in mir bereits während der Ouvertüre die Königin der Nacht.“ Mahler schaute in Unverständnis.

„Warum die verwunschene Flöte, wenn Sie es als Musiker nicht vertragen?“

„Die Zauberflöte.“

„Das sagte ich.“

„Wie Luzifer soll ich ausgesehen haben.“ Livadić fuhr sich mit der Hand über die Wangen. „Gischtweißes Gesicht.“

Mahler pflichtete bei und zog die Wangen ein. „Und wohl etwas hohl. Nicht mehr Herr über mich, merkte ich meine Kraftlosigkeit nicht.“ Mahler holte aus seiner Tasche einen Befundzettel und legte ihn vor dem Doktor hin. Der ließ seine Augen über das Papier wandern, danach, prüfend, über Mahlers Gestalt.

„Ich wäre beinah verblutet.“

Livadić legte das Kinn auf seinen Daumen und murmelte gedankenverloren: „Luzifer ...“

„Dann kam die Erschöpfung mit ihrer argen Strafe der Gnadenlosigkeit.“

„Wie sich die Musizisten von dem ausmergeln lassen, was sie angeblich stets erfüllt. Das werden Sie mir als Doktor niemals erklären können.“

„Man ist sozusagen selbst nur ein Instrument, auf dem das Universum spielt.“

Der Kurarzt bemühte noch einmal den Befundzettel, dann warf er dem Komponisten einen aufmunternden Blick zu: „Ich werde Sie schon wieder unter die Lebenden bringen, Mahler.“

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, während sich der besondere Gast die Brille richtete. „Wissen Sie was?“, Mahler schaute auf. „Meine Tochter hat ein Klavier.“

Mahlers Mund füllte sich mit Freude.

Sie schlürften genussvoll eine würzige Steinsuppe. In dem Moment, da Mahler den Teller schräg hielt, um die Reste herauszulöffeln, erschien die Bedienerin mit der vollen Schüssel hinter ihm.

„Wie schön, dass es Ihnen schmeckt. Für unseren Gast noch Suppe!“, orderte Frau Livadić. „Es ist ein altes Rezept aus Dalmatien. Unsere Fischer sind erfinderisch“, erklärte sie.

„Ausgezeichnet, wirklich“, versicherte Mahler, „aber für mich nichts mehr.“

„Er lässt Platz fürs Delikate“, beschloss der Doktor den Gang.

„Sie sehen schon erholt aus“, diagnostizierte seine Frau, den Künstler im Visier.

„Ich fühle mich sehr wohl hier. Sogar Arbeit habe ich mitgebracht.“ Ein rügiger Blick des Livadić bremste den Hofoperndirektor zunächst ein, ehe er schelmisch entgegnete: „Nur ein bisschen. Wissen Sie, Doktor, eine durchaus positive Sache, die sich Eingebung schimpft.“

„Aber mit Gemach, Mahler. Mit Gemach“, unterstrich der Gastgeber seinen mahnend erhobenen Finger.

„Seien Sie sich des versichert, seit ich wieder Ideen habe, getragen vom unaufhaltsamen Duft des Meeres, bin ich von jedwedem Druck frei.“

„Auch hat Ihre Frau Schwester eine wirklich gute Wahl getroffen.“

„Pudelwohl ist's mir hier in der Jeanette.“

Der Doktor seufzte: „Leider, mein Haus ist's nicht.“

„Vier Zimmer in der obersten Etage geben mir Raum zum Denken und zum Atmen. Und wenn ich die Fenster aufmache, so höre ich wieder, was stetig und immer lauter in mir rauscht. Was sich formt und herausdrängt.“

„Es klingt wie eine Schwangerschaft.“

„Sagen wir es so, gnädige Frau, ich wiege mich in der Geburt.“

Ana schob ihren noch halbvollen Teller etwas von sich weg und warf Mahler einen bewundernden Blick hinüber.

„Schmeckt es Ihnen nicht, Fräulein Ana?“, fragte selbiger etwas besorgt. Ohne auf Mahlers Frage einzugehen, versuchte sie mit Mühe, die in sich aufkeimende Freude zu bändigen.

„Es ist so wunderbar, was Sie sagen ... über das Meer, das Sie in sich tragen. Das wogt und Ihnen flüstert ...“

„Es singt, Fräulein Ana, es singt ...“

„Es singt, ohja, es singt. Ich verstehe genau, was Sie meinen.“

„Im Grunde hat sie keine Ahnung“, raunte Frau Livadić. „Und hier kommen Sie ins Spiel, Mahler“, eröffnete ihr Mann. Er erhob sein Glas in Richtung des fragend schauenden Mahler. „Würden Sie mit uns auf den Geburtstag unserer Tochter anstoßen und ihr ein paar Sachen auf dem Klavier zeigen?“

„Aber mit dem größten Vergnügen.“

„Das ist's, was meiner Schwangerschaft entsprang“, schielte Frau Livadić auf ihr Kind. Ana war von Mahler hypnotisiert.

„Heute ist mein Geburtstag, und Sie, Herr Direktor, sind mein erster Besucher.“ Livadić stieß mit Mahler an, und in den ersten Schluck, den Abklang des Kristalls hinein, verlautete er: „Das Klavier ist heute gekommen.“

Ana saß vor dem Klavier, und Mahler richtete ihr den Rücken. „Aufrecht und entspannt, so fängt es an.“ Mahler machte den Deckel des Instruments auf und weckte Anas Ungeduld.

„Darf ich endlich spielen?“

„Nur zu, Fräulein Ana, probieren Sie.“

Ana suchte die Töne einer kleinen aber feinen Melodie zusammen. Zu steif und zu fest wählte sie die Tasten.

„Warten Sie, ich zeig' es Ihnen.“ Mahler schnappte sich einen Schemel, setzte sich neben sie, legte seine Finger auf die Ihren und begann mit ihr die Melodie nachzuspielen. Sie kam fein. Zunächst mit zarter Stimme, dann bestärkt. Es war kein behäbiges Radebrechen mehr.

„Das Instrument mag nicht immer schreien. Es mag auch sprechen. Es mag flüstern. Es mag sich zeigen und es möchte geheimnisvoll sein.“

„Wie lieblich es klingt.“

„Nun schließen Sie die Augen.“

Ana öffnete ihre Träume, während Mahler bedächtig seine Finger von den Ihren nahm.

„Nun erzählen Sie mir. In jeder Nuance. Wie das Licht, das sich in den Wellen bricht.“ Ana erwiderte, fast lautlos, in sich gekehrt: „Oja,

ich werde es versuchen.“ Mit soviel mehr Bedacht und Finesse sprach sie, dass Mahler, vom Resultat gänzlich angetan, zunächst erstaunt auf Ana, dann auf ihre Hände, dann auf ihre Eltern im Hintergrund schaute, um danach auszurufen: „Welch eine musikalische Artikulation! Eine Seele will ans Licht!“

„Ich hab's schon immer gewusst“, schwellte Vaters Brust.

„Tja!“, apostrophierte Mutters Kehle.

Mahler kniete sich neben Ana hin. „Alles Gute zum Geburtstag!“

Beide gingen nebeneinander her.

„Oh, sehen Sie nur, Herr Direktor, wie schön es hierum gedeiht und in Blüte kommt. Stundenlang könnte ich vor dieser Blume stehen. Es ist alles so schön gemacht. So himmlisch.“ Sie schnupperte an der weißen Flor. „Und ihren Atem einsaugen. Dass der Frühling tief in mich dringt. Riechen Sie nur.“ Sie hielt ihm den Blütenkelch hin. Er schnupperte und machte einen Laut des wohligen Genusses. „Das ist wahre majestätische Dezenz.“ Er schaute auf die Anmut, die sie noch immer zwischen den Fingern hielt.

„Wenn einer das Paradies sucht, das ist es.“

Sie gingen weiter durch das Grün.

„Ich liebe die Natur mindestens genauso sehr. Sie gibt uns und sie lehrt uns. Aus ihr kommt alles, was wir wissen. Und sie weiß alles, was wir fühlen.“

Sie legte ihre Hände aufs Herz.

„Singet nicht, sag ich!“, klang sie.

„Blühet nicht, sag ich!“, klang er.

„Alles Singen ist nun aus!“, klangen beide.

Er blieb stehen und schaute ihr gerührt direkt in die Augen. „Sie kennen mein Lied.“

„Ja, Herr Direktor. Ich kenne sie, ich kenne sie alle. Jeden Ton fühle ich, als wäre er meiner. Den Schmerz, die leere Wut und die Liebe. Die Liebe ...“ Eine Bedrückung beschwerte ihren Blick. Er nahm ihre Hände und versuchte sich im Trost. „Nenn mich beim Namen. Nenn mich Gustav.“

„Gustav...“, war ihr Echo. Er hielt lauschend inne und deutete in den Himmel.

„Da ...“ Innehalten. „Hörst du das auch?“ Lauschen. „Die Vögel singen uns etwas vor.“

Er tastete im Innern seines Jacketts, zog ein Blatt Papier und einen Stift heraus, strichelte eilige Notenlinien. Horchen. Schreiben. Dann überreichte er ihr den Zettel.

„Das ist das Gedicht der Vögel. Du kannst es später auf dem Klavier erzählen.“ Er zeigte es ihr, pfiiff vor und deutete das Notierte

nach. Sie versuchte, es ihm gleich zu tun, dann musste er auf einmal lachen. „Vögelchen.“

Sie fiel mit ihrem Strahlen in sein Lachen ein. „Wie sehr genieße ich die Tage. Die milde Sonne wärmt auch mein kleines Ich. Die Bäume, die Steine, das Meer. Überhaupt alles duftet und die lieben Vögel tirilieren Lieder, die den Duft zu Gehör bringen und mich so wohlstimmen.“ Sie setzte sich auf eine Gartenschaukel und deutete dem Amüsierten, neben sich Platz an. Dieser ließ sich nicht lange bitten und scherzte noch einmal „Vögelchen ...“, da just eine Möwe in den Garten geflogen kam und ihn in Staunen versetzte. „Sogar die vom Meer ziehst du an. Und wie du es machst, ich weiß es nicht. Es scheint, als hätte sie sogar Eifersucht in den Augen.“

Sie hielt die Schaukel an und stand auf. „Gustav, das ist mein lieber Freund Krudić. Krudić, der schöne Mann an meiner Seite ist Gustav.“

Die Möwe legte den Kopfschief.

„Ja, damit du ja Grund zur Eifersucht hast!“

Er kicherte.

„Und das, lieber Herr Tag, das ist das Mädchen mit der Möwe.“

Das Zimmer ruhte in mattem Nachmittagslicht.

„Er erlaubte mir, ihn im Balkonzimmer besuchen zu dürfen. Als mein Freund solltest du dich mit mir freuen und nicht giftig zu mir herüberstieren ... Noch dazu an meinem Geburtstag ...“

Ana, auf ihrem Bett, ließ ihre Verträumtheit bis an die Zimmerdecke wachsen. Eine Möwe auf dem Fenstersims keckte herein. „Weißt du, seine Erscheinung macht mich Girardi vergessen ... Gustav ... Ein sehr ruhiger, von Krankheit gezeichneter, aber sehr sympathischer und liebenswerter Mensch. Überdies einfühlsam.“

Vom Gang herein durchschnitt Mutters Drängen: „Kind, beeil dich, komm! Armeni wird gleich hier sein! Du solltest ihn empfangen und dich nicht noch einmal so zieren wie beim letzten Mal!“

Ana setzte sich auf, richtete sich ihr Kleid und die Haare zurecht. Sie seufzte. Die Möwe war verschwunden.

Kupfern mantelte sich die tiefstehende Sonne. Armeni legte seine Handschuhe auf den Tisch. Er präsentierte das Violette in seinem Knopfloch, und der Doktor war hingerissen.

„Die Malvenblüte. Du erinnerst dich.“

„Ich werde sie nicht mehr los. Tagein nicht. Tagaus nicht. Wie du stets das Delikate bemüht. Ich habe nun lange genug gedürstet. Seit die Schatten der Votivkirche ihr Gesicht zum Leuchten gebracht haben.“

„Zweifelsohne. Du bist der Beste für sie.“

„Das weiß ich. Einmal am Becher genippt, kann man, bis zur Neige, nicht mehr genug bekommen.“

„Sie himmelt dich an.“

„Dann ist es wohl hoch an der Zeit.“

Die Männer schauten einander an.

„Nun denn, sag es endlich. Sag es. Sprich es frei heraus. Es ist, als wär' es mein Durst, den zu stillen du gekommen bist. Sag es. Und ich werde dir die Quelle nicht verwehren.“

Armeni zog sich den Scheitel, machte sich noch größer, als er ohnehin schon war. Also baute er sich vor dem Doktor auf und belegte mit fester Stimme: „Ich komme hiermit um die Hand deiner Tochter.“

Tränen der Rührung stiegen Livadić in die Augen. Er fasste Armeni an den Schultern. „So soll es sein. Willkommen in der Familie, Sohn.“ Er belippte Armenis Wangen. Wie aufs Stichwort schob die Frau ihre Tochter in das Ockerne.

„Dass man dich zu deinem Glück stets zwingen muss.“ Sie hielt dem gestandenen Ingenieur die Hand zum Kuss entgegen. „Mein lieber Armeni, was für eine schöne Überraschung.“

Livadić machte eine theatralische Geste. „Und hier kommt unser Geburtstagskind.“

„Herr Papa, Herr Ingenieur.“ Ana knickste. Der Vater half seiner Tochter auf und legte ihre Hand in jene Armenis. Dieser fischte sich die Malve aus dem Knopfloch und steckte sie der blassblickenden Ana ins Haar. „Eine kleine Aufmerksamkeit zum Geburtstag.“

„Oh, wie reizend. Er hat es sich gemerkt“, war die Mutter außer sich.

„Und jetzt vergiss schnell wieder das Herr Ingenieur, so wir unter uns sind.“

Des Vaters Wonnigkeit fraß sein Kind beinah. „Rupert hat eben um deine Hand angehalten. Welch ein Glück! Natürlich hab' ich ja gesagt.“

Ana verlor ihr Gesicht vor Armenis Unheimlichkeit. Und wie aus fremder Ferne dumpfte es: „Nun darfst du deine Künftige küssen.“

Armeni hob Ana auf die Zehenspitzen und drückte ihr einen wilden Kuss auf, dass die Blüte zu Boden fiel, wo er sie mit seinen schwarzen, schweren Schuhen zertrat.

„Darauf müssen wir anstoßen!“; verschmolz Mutters Seligkeit mit der Gnadenlosigkeit des Raumes.

Ohne Gedanken saß sie zusammengekauert. Bläuliches schimmerte auf ihr weißes Nachthemd. Am Sims lauschte die Möwe. „Und wie willst du mir helfen?“ Sie wischte sich die Tränen aus den Wimpern.

Alles wurde langsam. Sie glitt zur Zimmertür. Stille herrschte. Was vom Geburtstag übrig, glosste wie der Docht verstorbenen Kerzenlichts. Tonlos ließ sie das Haus hinter sich und schlich auf die Mole hinaus. Der Mond lag in beruhnten Wellen. Als er sie berührte, breitete sie ihre Arme aus. „Ich wünschte, ich könnte fliegen. Weit fort von hier. Ins Paradies.“ Die Möwe tanzte zu ihren Füßen. „Wie tröstlich, dass du sagst, dass es nicht schwer ist ... Viel leichter als Klavierspielen meinst du? Und viel schöner als alle Lieben dieser Welt? Nur heute muss ich mit bleiernem Herzen und feuchten Augen ins Bett ... du gute, lange Nacht ...“

Broschenberg packte seine sieben Zwetschken, setzte seinen Hut auf, nahm den Regenschirm und ließ sich vom tosenden Meeresbrausen beeindruckt. Pünktlichkeit war, so eine seiner goldenen Regeln, eine Tugend. Zu spät zu kommen, ein unhöfliches Vergeuden des Zeitkapitals der Einladenden.

„Respekt heißt's, Respekt“, sagte Broschenberg immer. Er beschleunigte seinen Schritt auf dem Kaiserweg und stieg hinauf zum Trauerhaus. Ein kleiner, schon etwas glatzköpfiger, finkennasiger Hausdiener öffnete, und der Fürst hielt ihm, ohne viel Geplapper, die Einladung vor. Kurz nickte er und gebar, ihm zu folgen.

„Wer spielt denn da Quartett?“, dachte Broschenberg, überrascht von den süßlichen Klängen im sonst so schweigsamen Haus. Zwischen den Treppenfußsäulen hindurch, wie in das Allerheiligste eines Tempels, in den Salon geführt, beäugte der Fürst das Mobilar. Dann setzte er sich brav hin, in den Stuhl, den zuvor die Giuseppina gewärmt hatte, und wartete nun seinerseits.

„Mein lieber Fürst, seien Sie willkommen.“ Überschwänglich charmant trat, wie die alte Maria Theresia, Gott habe sie selig, die Doktorsfrau in den Salon.

„Küss die Hand, gnä' Frau, küss die Hand. Herzlichen Dank für Ihre Einladung.“

„An mir ist es, sich zu bedanken, lieber Broschenberg, dass Sie ihr so rasch gefolgt sind.“

„Aber bitte“, näselte er zur Trauerumhüllten, „Sie haben mich um Aufklärung des rätselhaften Verschwindens gebeten, und hier bin ich nun.“

„Mein armes Kind ist vom Meer verschlungen“, seufzte sie.

„Man kann alles annehmen, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist“, sprach Broschenberg, ohne zu verlauten, dass er es für etwas verfrüht halte, die Möglichkeit des Lebens auszuschließen. Sie setzte

sich zu Broschenberg, der schon die nächste Frage aus dem Ärmel bugsierte: „Welchen Umgang pflegt Ihr Fräulein Tochter?“

Die Livadić schaute verstört: „Umgang? Natürlich den allerbesten. Mein Mann hat immer dafür gesorgt, dass sie in guter und bereichernder Gesellschaft groß wird, wie es sich für ein Kind geziemt.“

„War sie denn bis dato der Männerwelt abhold?“, bohrte der Fürst geschickt und scheinbar belanglos nach, woraufhin Frau Livadić verbittert die Lippen zusammendrückte und langsam den Kopf schüttelte.

„Mein Mann hat ihr einen mehr als würdigen Bräutigam verschafft.“

„Soso“, bemerkte Broschenberg laut.

„Ihr Mann liebt das Fräulein Ana wohl sehr?“, fragte er bewusst im Präsens. Schweigend hob die Befragte den Blick, und der Ermittler bemerkte, wie ihr die Augen flimmerten.

„Ja, sehr“, entgegnete sie mit tränenerstickter Stimme.

„Und Sie, Gnädigste?“, setzt er nach. Erneutes Schweigen, Schmerzschlucken und überzeugendes Nicken waren die Antwort.

„Und derwegen haben Sie sie hier hängen?“

Sie wandte sich ab und verlor sich im regensatten Grün des Gartens.

Abbazia, am 28. Juni 1904.

Frau Mama hat sich in den Kopf gesetzt, mich zu malen. Etwas geheimnisvoll und entweht sollte es sein. Unten am Meer. Nicht mehr sollte ich tragen als mein Schlafkleid. So merkwürdig es mir war, den Arm ins Leere auszustrecken, um für eine erste Skizze zu posieren, so sehr war es mir dennoch eine angenehme Abwechslung, zumal der Herr Papa im kommenden Monat Mai meinen Hochzeitstermin fixierte, auf den ich mich freuen muss. Ein Trost war mir, dass Krudić vorbeikam, um mir Gesellschaft zu leisten. Wahrscheinlich ist er der Einzige, der mich spürt.

„Was machst du denn?“ Er fragte zart, wie vor Zeiten, beim ersten Mal. Es rieb an ihrer Schale. Die Borsten kratzten über die Leinwand, sezierten blaue Köpfchen, die Livadić an Lavendel erinnerten und eine schamhafte, violette Blutspur hinterließen. Ihre Lippen waren unter dem glosenden Luster ein scharfer Schatten. Ihr offenes Haar roch nach saurer Zitrone. Sie legte den Pinsel nieder.

„Ich finde mein Meer noch nicht.“

„Du wirst es finden.“

„Sei wenigstens im Troste ehrlich.“

Er verlor sich über ihre Schulter im Leer.

„Ana ist wieder bei ihm.“

„Die Musik ist ein Teufel.“

„Nenn ihn nur nicht beim Namen.“

Abrupt drehte sie sich um mit heißen Wangen. „Ich werde sie malen.“ Sie vergrub ihr Gesicht zwischen seinen Knien.

„Ich sehe sie nicht mehr. Ich sehe sie nicht mehr.“

Abwesend streichelte er ihr über die zerzausten Strähnen. „Ich liebe Lavendel.“

Was aus ihrem Mund kam, wärmte seine Hose. Es klang nach „Nachtviolen“. Nach den Blumen, die nächtens ihren Duft nicht verhauchen.

„Was machst du denn?“ Die Ehrlichkeit ihrer jungen Neugier durchnähte ihren alten Stolz. Mit aller Kraft stieß sie die Gabel in die Schüssel und presste das granatene Innere aus den kleinen Beeren. Ihre Haut zersprang leicht. Sie durchquirlte den klebrigen Ausfluss. Warum macht sie beim Gehen keine Geräusche? Sie ließ den metallenen Griff schallend in das Gefäß fallen. Sie drehte sich zur Tür. Wie aus Elfenbein geschnitzt wuchs ihre Tochter aus dem Teppich.

„Was machst du denn?“, wiederholte die Figur. Sie konnte nicht anders, als sich erheben und die glattgehobelten Backen zu kosen. Ein zopfiger Atem durchzog sie mit einem lustvollen Wohlsein, das sie zuletzt vor der alten Kiste mit dem Trauerkleid gehabt, als sie von dem Begehrtsein voll war, das in einer Nacht werden ließ, woraus die kleine Schönheit erwachsen sollte. Sie strahlte bis über beide Augen, als sie die Silhouette des eigenartigen Wesens nachzeichnete und die pralle Nacktheit unter dem Tüll nachschmeckte.

„Ich werde dich malen, Kind. Genauso. Genauso, wie du bist.“

Die Mutter nahm ihre Hand. Auf den bloßen Sohlen rieben die schwarzen Steine, die voll waren von den Geschichten des wissenden Meeres. Anvertraut ihrem ewigen Schweigen.

„Empfange es wie einen Geliebten, der dich zum Tanze auffordert.“

Und in dem Moment trug der Vater sie auf der Hand in sein Büro und setzte sie auf den Schreibtisch. „Erinnerst du dich noch an den Ingenieur Armeni?“

Sie hielt sich die Ohren zu. Und doch hämmerte es hinein: „Er wird dein Mann werden. Du kannst dich freuen. Er hat mir versichert, dich im Wonneabend Mai zur wohlgeltenden Frau Armeni zu machen.“

Irgendwo versanken die Worte, als die Mutter das dicke Vorhangetwas zurückwarf und sie der Sehnlust des Nachthimmels aussetzte.

„So ist es gut. Den Arm nur noch etwas schräg nach vor und den Kopf ihm nach!“ Sie trotzte.

„Nein, Vater. Ich freue mich nicht.“ In ihr brach sich das Siegel von Mahlers Wort: „Nun fängt auch mein Glück wohl an? / Nein, nein, das ich mein‘, / Mir nimmer blühen kann!“

Aus ihrem Mund kam nichts. Vater steckte ihr eine Malve ins Haar. Die Rührung brach seine Stimme: „Mein Kind.“

Und was in ihr brach, zerstreute sich in abertausende spitzig kleine Stacheln, die sich in ihre Luft bohrten. Nach dem Leeren richtete die Mutter ihre Fingerspitzen, an denen die Möwe ihren Schnabel rieb.

„Ich weiß, Krudić. Die Freiheit ist’s. Die Freiheit ... Sei nicht eifersüchtig. Heiraten werde ich gewisslich nicht ...“

Die Mutter senkte den Pinsel, kniff die Lider zusammen und suchte nach dem Gesicht ihrer Tochter, jäh durchbrach der Vogel den moligen Stoff und landete krächzend in Anas Blick.

„Ja, genau! So bleiben! So bleiben“, orderte die Mutter. Ana hatte kein Gehör. Der Wind war gierig nach ihrem Kleid. Wollend zupfte er daran, dass sich ihre saftigen Brüste nach ihm reckten. Ana entsiegelte die Lippen, bis sie die salzige Lust in sich hineintanzten währte. Krudić hob unruhig seine Flügel.

„Nein, mein Guter. Ich fühle nicht für ihn.“

Die Mutter kaute nervös am Pinselstiel. Wo das Antlitz ihrer Tochter, zerfloss ein verschwommener Schleier in der klaren Nacht.

„Um wen handelt es sich bei diesem Angetrauten?“, versuchte Broschenberg sie wieder zurück in den Raum zu holen. Er zupfte aus seinem Rock ein Fazolett, das er der geistig Entschwebten wie Verdatterten reichte, damit sie sich ihre Augen trockenwischen und die Nase freiblasen konnte. Dankbar tat sie dies.

„Ingenieur Rupert Armeni“, sagte sie fast kraftlos den Namen eines der hiesigen Assistenten des vor Jahren verstorbenen Generalinspektors der kaiserlich-königlichen privaten Südbahn-Gesellschaft.

„Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?“, fragte der Fürst.

„Ja, das weiß ich“, hauchte die Livadić, blasser in ihrem Schwarz als zuvor.

„Viktor wird Sie hinbringen.“

Die Giuseppina saß in einem Winkel im Séjour und lauschte dem Quartett. Die vier fiedelten voller Inbrunst das Dritte vom Brahms. Als sich der Doktor gerade mit einem Pizzicato abmühte, wo eigentlich keines hingehörte, ging die Türe auf, und der kleine, hakennasige Viktor lugte ins Zimmer. Zuerst hörte das Cello auf zu spielen, dann

die zweite Violine. Erst als Livadić bemerkte, dass er mit seinem Gezupfe alleine war, nahm er verwirrt die Bratsche herunter.

„Viktor, was soll es so Wichtiges sein, dass Sie uns stören?“

Weil der Doktor keine Anstalten machte, sich zu erheben, winkte ihn Viktor heran. „Entschuldigen Sie mich bitte, meine Herren.“

„First Broschenberg“, sagte Viktor in seinem Akzent und wies auf den Dahinterstehenden.

„Sie wünschen?“, fragte der Kurarzt etwas genervt.

„Den Mann mit dem Cello zu sprechen. Gestatten, Broschenberg.“

„Ach, der Broschenberg.“ Entspannung machte sich in Livadić breit. „Was Sie wohl mit meinem Herren Schwiegersohn zu besprechen haben?“

Broschenberg war es schon müde, den Leuten zu erklären, dass Besprechungen keine Verdächtigungen sind, und erwiderte unverfänglich: „Nun, ich nehme wohl an, dass der Herr Ingenieur Ihrem Fräulein Tochter sehr nahe ist?“

„Ich wünschte, es wäre auch umgekehrt so gewesen“, seufzte der Doktor. „Um ehrlich zu sein, hat sie sich ihm leider nie wirklich geöffnet, als hätte sie ihr Glück nie wirklich erkannt.“

„Womöglich sogar das Gegenteil, muss ich annehmen“, wandte Broschenberg ein. „Aber Selbiges kann ich erst erörtern, wenn ich mit denjenigen Leuten gesprochen habe, die Umgang mit Fräulein Ana pflegten.“

„Aber selbstverständlich.“

Livadić ging in den ausladenden Wohnraum zurück und schickte den Ingenieur. Groß, gepflegt, jugendlich fesch und aufs Äußerste schick gewandet, machte selbiger tatsächlich den Eindruck eines Frischvermählten.

„Grüß Gott“, sagte Broschenberg. „Es tut mir leid, Ihre kleine Darbietung unterbrochen zu haben. Als großem Liebhaber der Kunst ist mir schon allein das Interruptus beim Hören ein Ungutes. Wie muss es dann erst beim Musizieren selber sein.“

„Vor dem guten Zwecke, das Verschwinden meiner Verlobten aufzuklären, ist mir nichts heilig“, erklang Armenis sonore Stimme.

„Ich halte mich und die anderen ungern mit Lappalien auf, kommen wir also gleich zur Sache.“

Einverstanden begleitete der Ingenieur den grübelnden Broschenberg, der den langen Gang auf- und abflanierte.

„Schauen Sie“, erhob Broschenberg, „ein Mensch, der geliebt wird, und Sie alle behaupten, dass Sie Fräulein Ana vergöttern wie eine abhanden gekommene Ikone, der verschwindet nicht einfach irgendwo, ohne dass man eine Vermutung hätte.“

Armeni machte unheimliche, große Augen, die jegliches Feuer verloren hatten: „Ich glaube, ich verstehe nicht.“

„Natürlich nicht“, bedauerte der Fürst, „natürlich nicht. Ich nehme an, es gibt auch keinen Zeitpunkt, an dem Sie Ihre Verlobte zum letzten Mal gesehen haben?“

„Am Namenstagsbesuch.“

„Soso“, äußerte Broschenberg nachdenklich. „Sie geigen immer zusammen?“

„Seit einigen Jahren, solange uns die musikalische Leidenschaft in bereichernder Freundschaft verbindet.“

„Dass Sie da Ihre Versprochene nicht öfter zu Gesicht bekommen?“, schüttelte der Fürst den Kopf zur Unterstreichung seines verständlichen Zweifels. „Solange es keinen Anhaltspunkt dafür gibt, wann genau ihr Verschwindensmoment war, solange ist ein Alibi ohne Belang“, erklärte er Armeni, der felsenfest versicherte, dass er am Namenstag nach dem Besuch in Richtung Lovran spaziert wäre, um dort einer Verhandlung für die Planung neuer Kurdestinationen beizuwohnen.

„Was würden Sie an meiner Stelle denken?“, fragte Broschenberg. Armeni, der ihm, bemüht geduldig, den Couloir auf und abfolgte, stand plötzlich da wie ein Schuljunge, den man mit einer schier unlösbaren Algebra-Aufgabe konfrontiert hatte.

„Ja, auch er ist nicht der Leibnitz“, dachte der Fürst innerlich amüsiert.

„Nun, stellen Sie sich vor, Sie wären in meiner Position. Ich stünde hier und würde Ihnen das erzählen, was Sie mir gerade tun. Welchen Eindruck hätten Sie von der Beziehung zu meiner Angebeteten?“

„Womöglich den, den ich verdient wäre zu hören“, ließ sich Armeni zu einer Allgemeinantwort hinreißen, die Broschenberg wie unbeachtet ließ.

„Also, ich hätte den Eindruck“, sagte Broschenberg wie beiläufig, „dass die Verbindung mehr vom Zweck denn von der Zuneigung getragen wird.“

„Wenn Sie meinen“, floskelte Armeni leer. Der Fürst dankte ihm für seine Hilfsbereitschaft, legte ihm tröstlich die Hand auf die Schulter und setzte sein geschultes Amtslächeln auf: „Jetzt können Sie wieder Quartettspielen gehen.“

Professor Didenko legte bedächtig seinen Streicherbogen auf das Pult, holte einen Kamm aus der Innentasche seines Rockes und begann sich, zur Giuseppina schielend, seinen Scheitel nachzuziehen. Er steckte danach den Kamm wieder ein, ließ ein süßes Lächeln wachsen, stand auf und tänzelte auf die sitzende Giuseppina zu. Er

neigte sein Haupt, wie eine Marionette, der man die Fäden abgeschnitten.

„Oh Signorina, wie hat er Ihnen denn so gefallen der Brahms?“

Die Comtessa faltete arrogant ihre Hände im Schoß. „Sie erwarten darauf doch nicht ernsthaft eine Antwort.“

Didenko wackelte mit dem Kopf. „Oh Signora, hat er Ihnen denn nicht gefallen der Brahms?“

„Ach, wissen Sie, werter Professor, er hätte Sie in die Glut gehalten und verrenkt, bis Sie Ohren und Einfühlen gehabt hätten.“

„Sie gefallen mir, Signora.“ Didenko setzte sich neben die Giuseppina, überschlug lässig die Beine, lehnte sich zu ihr und deutete einen Kussmund an. „Ganz und gar.“ Ehe sein gekrümmter Zeigefinger ihren Hals berührte, erhob sie sich, sodass Didenko ins Leere fuhr. Amüsiert schaute er ihr nach.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, meine Herren.“ Vorbei am Hofrat Vaidić, der, seine Geige zwischen den Knien, genussvoll die Lippen leckte, und Doktor Livadić, der sich etwas in die Noten schrieb.

„Comtessa! Es ist die dritte Tür! Die Handtücher duften nach Rosen!“, schickte ihr der Hausherr hinterher. Kaum dass sie den Raum verlassen und mit Mühe den alten Weiberer Didenko abwimmeln konnte, schlich die Giuseppina hinter dem Rücken des vertieften Broschenberg um die nächste Ecke des Ganges, ohne zu bemerken, dass Armeni ihr mit den Augen nachgiftete. Zur Linken war um eine Seidenpolsterung eine weiße, goldumrandete Türe mit einem Vogelknäuf. Dahinter, wie Livadić ihr verraten hatte, Fräulein Anas Kammer. So war der Comtessa die Massage von effektivem Nutzen. Ihr Rücken machte auch keine Faxen mehr, und sie fühlte sich wieder reiselustig. Irgendetwas Asiatisches, hat der Doktor gesagt, was immer und langfristig helfen kann. Sie überlegte hauchlang und öffnete die Tür. Das Zimmer wäre laut Livadić seit Anas Wegsein unverändert. Es wehte ihr ein Hauch von Rosenparfüm entgegen. „Äußerst lieblich“, war die Giuseppina überzeugt, und just hatte sie wirklich das Gefühl, in das geheimnisvolle Heiligtum der Doktorsresidenz eingedrungen zu sein. Die Vorhänge am weißgerippten Glasrundfenster waren zur Hälfte zugezogen. Somit war es dumpf wie die Sakristei in der Cimarosa-Kapelle, die daselbst die Comtessa an das Bordell am Montmartre erinnerte. Wieviel Unausgesprochenes und Unangesehenes darin liegen mochte, wagte die Giuseppina kaum zu errahnen. Alte Kirchen waren ihr immer sehr unheimlich. Sie hatten etwas an sich, was das Gefühl brachte, die Erlösung wäre irgendwo zwischen Himmel und Erde steckengeblieben. Irgendwo zwischen der Dunkelheit und dem Licht. Dicke Tropfen klopfen ans Fenster, als wollten

sie für jemand um Einlass bitten. Glockenläuten und das ächzende Knarren des Parketts vervollkommneten die archaische Sprachlosigkeit des Zimmers. Die Giuseppina glaubte, ihren Herzschlag zu hören. Als wollte er Fräulein Anas Gemach mit dem Leben anfüllen, das er seit einigen Tagen vermisste. Ob die Comtessa ungeschickt beim Suchen oder beim Finden war, konnte man anhand der Ratlosigkeit, mit der behaftet sie vor dem fein säuberlich gemachten Bett stand, nicht entscheiden.

Abbazia, ohne Datum.

„Vaidić, stets der Erste!“

„Die zweiten Geigen müssen pünktlich sein!“

Der Hofrat ließ sich von der Bedienerin den Mantel abnehmen. Er richtete sich Kragen und Wams. Was leidete ihm das Schiefe.

„Wie steht’s mit der neuen Komposition? Ich wäre in der Stimmung für ein paar aufreibende Dissonanzen.“

„Jetzt ist einmal der Mut da, und prompt muss ich ihn enttäuschen.“

Der Doktor begegnete ihm leichten Schritts.

„Vaidić, in keinem Spiegel wäre Platz für dein langes Gesicht. Aber im Ernste nun. Didenko hat etwas versprochen. Davor wird das Neue blass.“

Über die amikale Umarmung hinweg zerrte sich das auf der Stiege sitzende, anmutige Mädchen durch sein Einglas. Ihr dünnes grünes Kleid verriet nicht allzuviel. Er ließ das Sehrund auf seinen Bauch baumeln und versuchte sich am Doktor vorbeizuschlängeln. „Was flüchtet er denn ständig vor allen Annehmlichkeiten?“, tratzte Liva-dić.

„Nicht verbiegen. Nur nicht verbiegen, Vaidić“, und er legte mit Behut sein Instrument auf den Stuhl. Und immer, wenn er es sich hineingleiten ließ, hineinreden von den zitternden Saiten, bestärkte er zum Trotz die Stimme, die ihm absprach, das Zeug zum schwarzen Schaf zu haben.

„Küss die Hand, Fräulein Ana!“; ließ er im leeren Stiegenhaus.

„Komm, auch heute verlierst du dein Weiß nicht.“

Er schraubte den Deckel fester auf das Behältnis, aus dem ihm ihre unheimliche Perfektion entgegenwuchs.

„Aber Fräulein Ana!“

Und der Doktor glitt hintendrein.

„Jaja, sie wird jetzt auch musikalisch. Der Hofoperndirektor meint, sie habe Talent.“ Ein „Oho!“ der Anerkennung und Vaidić tippte an das Glas. Sie vervollkommnete sich, und seine Wolle wurde grau

hinter der Skizze eines kühlen Lächelns. Der Doktor wog neugierig des Hofrats Liebkind in den Armen.

„Jetzt kennen wir uns ein halbes Leben.“

„Elf Jahre.“

„Genau. Und nie hast du verraten, wo dir dieses schöne Kind geboren.“

Offiziell war es die Vermachung eines Klienten, dessen Nachkommenschaft keinen Sinn für das grelle Geflimmer gekünstelter Töne hatte. Inoffiziell war er schemenhaft im ölbeleuchteten Gold des alten Foyers und hielt die Arme auf.

„Spielschulden sind Ehrensulden“, sagte der Engel und mit Nachdruck: „Merk dir das!“

Vaidić schaute auf und nahm sein liebes Stück wieder an sich.

„Du kennst die Geschichte“, setzte er für den Doktor an und küsste in Gedanken das Holz, das sich wie Anas Hand anfühlte, die sie ihm zur braven Begrüßung hingehalten.

„Guten Tag, Herr Hofrat.“

Nicht verbiegen, nur nicht verbiegen.

„Leider haben meine Klienten keine Sauohren“, schmunzelte der Doktor.

Er drückte auf die Saite, ihren unerwarteten Widerspenst zu bändigen. Ana saß in sich verschränkt und ertränkte ihn in ihrem Schau. „Wie steht es nun mit dir und der Kleinen?“ Er saugte schmatzend am Zigarillo und blies, aus runden Lippen, den Dunst auf die Tuchlauben hinaus.

„Im Ringstraßendom gab's den Sanktus.“

„Und?“

„Der Vater ist willig.“

„Und?“

„Ihre Schönheit trügerisch.“

„Aber?“

Abermals saugte er. „Kein Aber. Selbst in ihrer Scheu ist sie makellos.“

„Du bist versessen.“

„Nur kein Freund bügelglatter Fadesse.“

„Stimmt.“

„Atemberaubend ist sie. Und man möchte sich auf sie stürzen, allein um zu überleben.“

„Und?“

Armeni drehte sich um und beherrschte mit einem Male den Raum.

„Sie wird mein sein.“ Er lehnte sich ins Fortissimo.

„Guten Tag, liebste Ana.“

Sie nickte an ihm vorbei. Wie klein sie noch war. Wie unverbraucht ihr Kokon.

„Nie war dir zuzutrauen, dass du der Auserwählte sein würdest. Lange Junggeselle, hast du dich nach keiner umgedreht.“

Armeni drückte das Zigarillo im rötlich glänzenden Marmor aus. „Glaubst du, ich hätte nicht den Herren angerufen? Ich sah nur die Blüte meines mir lieben Abbazia. Ohne uns wäre es nie soweit gekommen.“

„Dort heilt sich auch die Eisenbahnkrankheit aus.“

Armeni nahm die Postkarte vom Sekretär. „Winterkurort und Seebad. Du hast sie tatsächlich aufgestellt.“

„Siehst du. Und jetzt erntest du.“

Weiter schlug die Saite und rieb an seinen Kuppen. Er wählte Ana himmeln, wie er kämpfte, in ihrem Kirchenkleid.

„Verdammt, was ist das?“

Sie stand auf und hockte sich vor ihn hin, legte ihr Kinn auf seine Knie.

„Verdammt, was ist das?“

Sie schnappte den Bogen mit ihren Zähnen.

„Verdammt, was ist das?“

„Das ist Schubert.“

Didenko legte die Noten auf die Pulte.

„Schubert? Den Jungspund kannte ich langweilig!“

„Nicht irgendein Schubert.“

„So vehement.“

„Der Tod und das Mädchen!“, war Didenko enthusiastisch.

Armeni stellte die Postkarte zurück, lehnte sich rücklings ins Fenster und blähte seine Nase.

„Sie wird mein sein.“

Vaidić rieb seine Hände.

„Es sei dir nicht zu verdenken, aber sieh dich vor. Das Brave ist ein Tier, und das Gute hat seinen Preis.“

Armeni zitterte sich in die Reprise. Ana lauschte und war froh, dass er seine Augen zu hatte.

„Varium et mutabile semper femina“, kaute Didenko das alte Latein wieder, bis es als aufgeweichter Kleiebrei in ihr Ohr floss. Die Sprachenmutter beschwerte sie mit ihrem kantigen Rhythmus. Die Geigerhand pochte auf die abgegriffene Schulsagerei, erweckte aus ihr vergilbten Flunseltanz. Ein geselliges und ungeordnetes Wirbeln, das sie mehr im Bann hatte als die verschiedene Zunge, wie sie Krudic stete nannte.

„Na, na?“, raunte ihr der Vater an ihren Strähnen vorbei, „du weißt doch, was es heißt.“

„Na, na?“, wiederholte Didenko und fuchtelte die walzende Gesellschaft auseinander. Dass sie heute wieder nicht wollte, deckte der Professor schmunzelnd in ein: „Das Latinum schadet nie, wie leicht wird dann das Italienisch.“

„Nun, sag schon“, der Vater setzte sich daneben, busselte sie, und sie hörte ihn flüstern: „Die Frau ist immer anders und wechselhaft.“

Ana schwieg beharrlich vor sich hin. Die Finger des Vaters suchten ihre Wange, eh ihr im Nachmittagsschatten scharfgezeichnetes Profil ihm zuschnellte wie eine angriffslustige Kobra. „Nein, Vater. Das werde ich sicher nicht sagen. Nicht im Zwang!“

„Himmel, Livadić, heut ist sie aber geladen.“ Didenko rutschte ihr entgegen, das Schmierige mit ihm. „Oh, glaub mir. Auch ich kann so lieb zu dir sein.“

Gleichsam von Geisterhand geführt, wandte sich die Giuseppina zum Toilettisch um. Im wie ein Gemälde umrandeten Spiegel verlor ihre Blässe an Noblesse und ließ sie krank, gleichwie zerbrechlich aussehen. Sie erschrak über sich selbst, bis sie begriff, dass es ihr eigenes Ebenbild war. Über die Oberfläche tastend, als wäre sie vom eigenen Augenschein hypnotisiert, stieß sie an ein Buch, das, verziert wie eine brabantische Schmuckbibel, verloren hinter einer Holzklappe lag. Mit dem beunruhigenden Gefühl, beobachtet zu werden, fand sich die Comtessa beim Öffnen der Buchklappe dem folterartigen Kitzel ihrer Nerven ausgeliefert, wie eine Grabschänderin. Begleitet von dem Gedanken, das Bändchen in ihrer Rocktasche nach draußen ans Tageslicht zu schmuggeln.

„Du meine Güte“, dachte sie, weil sie das hämische Gegrinse gegen ihr Gewissen anzukämpfen spürte. Kaum hatte sie ihren Entschluss gefasst, verließ eine weiße Möwe den Terrakottasims vor dem Zimmerfenster und flatterte in den Trauermantel des Himmels hinein.

Gebendet von der prompten Helle, die durch den Raum fuhr, als die Vorhänge zurückgezogen wurden, machte Broschenberg die Augen schmal.

„Hübsch, hübsch“, entfuhr es ihm, als er der lieblichen Details des Gemachs von Fräulein Ana gewahr wurde.

„Es wurde, seit sie fort ist, überhaupt nichts verändert“, versicherte die Frau vom Livadić. „Und“, setzte sie in bebendem Untertone fort, „ich hätte nie gewagt, einen Schritt hineinzutun. Die stille Hoffnung,

dass mein liebes Kind herinnen ist, sterben zu lassen, immer wieder aufs Neue, das hätte ich nicht ertragen.“

Broschenberg pflichtete ihr bei und fragte skeptisch, ob wirklich alles so wäre, wie von der Tochter verlassen.

„Jaja“, bestärkte die von ihrem Kind Verwaiste. Sofort fiel Broschenberg das nach vorne geklappte Spiegelgestell auf dem Toilettisch auf. Instinktiv schaute er dahinter nach. Er griff ein Buch und zog es heraus.

„Schau an, schau an“, beweihräucherte er seinen Fund, als er das Bändchen von Viktor Car-Emin aus dem Versteck holte.

„Pusto ognjište“, las der Fürst in seinem gebrechlichen Schulkroatisch. Er wischte den Staub weg und schlug den Deckel auf.

„Meiner Liebsten“, lautete die Widmung ohne Signatur vom ersten Juni 1901.

„Ihre Schrift?“, fragte er spartanisch und hielt der verwundert neben ihm Angewurzelten die Dedikation unter die Nase. Selbige verneinte und drückte ihr Erstaunen darüber aus, dass ihre Tochter nämlich Buch versteckt hielt.

„Kennen Sie es?“, fragte Broschenberg weiter.

„Ja“, sagte sie, „ich kenne es. Es hat mich an Tage erinnert, die mich jugendlich unbeschwert fühlen ließen. An Tage, an denen Ana noch da war.“

Broschenberg hörte geduldig zu.

„Ana hat nie gern oder viel gelesen. Sie war ein Kind der Musik und hat ihre Phantasie den Tönen entsteigen lassen oder selbige in sie hineingelegt. Das Wort war ihr zu hart und zu eng, um das weite Land ihrer Empfindungen zu befriedigen. Doch als Emin das Buch vorstellte, vor ein paar Jahren, hatte sie etwas Literarisches gefunden, einen Ausdruck, welcher der Musikalität ihres Herzens entgegenkam. Sie hat es immer wieder gelesen und ist mit einem Lächeln auf den Lippen eingeschlafen.“

Obwohl der Fürst von Gerüchten gerade soviel hielt wie der Apfel vom Wurm, dachte er an die seltsamen Vogelgeschichten, die er über die junge Livadić in seinen Unterlagen gelesen hatte, und kam für sich zu dem Schluss, dass sie wohl auch ein höchst empfängliches Wesen für natürliche Wundersamkeiten sein muss.

„Woher haben Sie das Buch?“

„Mein Mann hat es, glaube ich, besorgt. Ana wollte es jedoch partout nicht in das Regal des Salon stellen, sondern bei sich im Zimmer haben.“

Broschenberg trat ans kleine Regal neben dem Nachtkästchen und fuhr gebückt mit dem Zeigefinger die wenigen Buchrücken entlang,

als würde er, wie der Faust, nach einem Allerweltsrezept suchen, bis er die Lücke fand.

„Ja, da war’s drinnen. Fein eingeordnet zwischen des Knaben Wunderhorn und dem Bändchen istrischer Volkslieder.“

Er wandte sich an die Frau Livadić, deren Verwunderung ihr noch immer im Gesicht stand. „Von allein wird’s nicht von da nach dort gekommen sein“, mutmaßte Broschenberg und fügte lächelnd, auf das Buch unterm Arm deutend hinzu: „Das hier werde ich mitnehmen.“

„Wenn es Ihnen dienlich ist, ist’s mir recht“, erlaubte sie. Broschenbergs Blick blieb auf dem Boden neben ihrem Rocksäum hängen.

„Verzeihen Sie bitte die Unordnung, werter Fürst. Selbst die Hausdame hat keinen Schritt mehr in dieses Zimmer getan“, entschuldigte sie sich umständlich, als sie, seinem Starren folgend, das Büschelchen schwarzgrauer Haare beim Bettpfosten und den Staubflaum bemerkte.

„Wahrscheinlich vom Hund“, setzte er hinzu, als er sich erneut bückte, das Taschentuch zückte und die Haare darin einwickelte.

„Auch das nehme ich mit“, sagte er mit sanfter Strenge.

„Ist sie denn nicht großartig?“

„Artigst, aber mit ihrem Latein viel zu schnell am Ende. Du durchlebst die ganze Crux des Medicus.“

„Aber du siehst dich dem doch gewachsen?“

Der Professor konterte der nicht ganz ernst gemeinten Unterstellung des Kurarztes mit einem nicht ganz ernst gemeinten, zusammengezogenen Rumpfen.

„Bei den Federgeistern.“

Beide lachten.

„Aber im Ernst“, schnell wurde der Professor wieder trocken.

„Sie ist – ich weiß nicht, wie ich sagen soll.“

„Dass dir die Worte fehlen!“

„Auf der Zunge liegt’s mir, Herrgott!“

Die betagte Luft stand im Foyer der Villa. Als würde sie an einer der Säulen lehnen, in Bann genommen von seiner schattenlangen Autorität. Berührt von den geradlinigen Schritten seines antiquierten Wissens. Dieses Himmeln balancierte er wie eine Krone würzigen Lorbeers die reifig zurückhauchenden Stufen hinauf.

„Wohin gehst du, Professor?“

Wie entdeckt harrte er. Er wusste, da war niemand. Niemand, der seinen Abweg hätte hinterfragen können.

„Du bist mir nicht böse, dass ich dich schon allein lassen muss. Ein Patient, den ich Ungeduld hätte taufen müssen, legt größten Wert aufs Minutiöse.“

„Aber nein, natürlich nicht. Ich finde mich zurecht.“ Er klemmte das gebundene Latinum unter den Arm, und seine Unterlippe zitterte. Er konnte sie nicht mehr zähmen. Nein. Niemand. Gewiss nicht. Stuf um Stuf stupften die Zehen vorne an seine neuen Schweinslederschuhe. Ihre Augen waren so offen und ehrlich. Keine Unsicherheit konnten sie verbergen.

„Sag' ich das richtig, Herr Professor?“

„Goldrichtig, Schätzchen, Goldrichtig. Nur, ich glaube nicht, dass die Lateiner so stimmhaft und lebendig sprachen.“

Mit Gemach intonierte er, wie er glaubte, die witzlose Erhabenheit antiker Beherrscher. Ihre Lider wanderten nach unten.

„So langweilig kann es doch nicht gewesen sein.“ Er fasste ihr wie von Papyrus umspanntes Kinn.

„Versuch es noch einmal. Deinem alten Lehrer zuliebe.“

Ihr Meer riss ihn hinfort. Er klammerte sich an seine Taschenuhr. Der Deckel sprang auf, und in dem blankpolierten Gold spiegelte sich der junge Mann mit den grauen Stoppeln. Der nichtssagende Ausdruck nahm ihn gefangen. Er hatte immer etwas aus Kindern gemacht. Und wie sie es dann nachahmte und wie besser sie sein Latein töten konnte als er selbst, das erschütterte ihn sehr. Wie weit hätte er es nur getrieben. Er klappte den Uhrdeckel zu.

„Das hast du gut gemacht, Schätzchen.“

Ihre Hand fühlte sich etwas kühl und zerbrechlich an. Er versuchte, unbeschwert zu scheinen.

„Wie dein Herr Vater, so lieb kann ich auch sein. Viel lieber.“

Er richtete sich den Kragen und räusperte sich. Den Vogelknauf gegriffen, besann er sich eines Besseren und klopfte aufrecht. Ihre Stimme war hell.

„Herein!“

Langsam öffnete er die Tür. „Verzeih, ich hoffe, ich störe nicht.“

Auf dem Bette saß sie mit ihren bloßen Füßen. Er schluckte. Nein, das war kein Kind mehr.

„Oh, aber nein. Ihr überrascht mich, Herr Professor.“

„Ich weiß, ich weiß.“

Er merkte erst, dass er im Rahmen stand und stierte, als sie nach dem Was fragte. Ein Schauer brachte ihn zurück.

„Ich muss dir noch etwas zeigen. Darf ich?“

„Aber ja.“

„Einen kleinen Moment bitte, ich hab's gleich.“ Er legte das Lateinbuch auf den Toilettisch, drehte ihr den Rücken zu, legte das Jackett ab und krepelte die Hemdsärmel in die Höhe.

„Adora quod incendisti, incende quod adorasti. Weißt du noch?“

„Bete an, was du verbrannt hast ...“, setzte sie an.

„Und?“

„Weiter weiß ich es nicht mehr...“

Er drückte den Daumen in die Buchseiten.

„Verbrenne, was du angebetet hast.“

Das Fragen bohrte sich ihm ins Kreuz. Dann drehte er sich um, der schönsten Tochter auf Erden zu und löste seine Hosenträger. „Brav, sehr brav.“

Nachts, ohne Ort, ohne Datum.

Heute hat mich der Himmel verraten. Aus ihm kam die elegante Gemeinheit und verführte mich. Mit aller Gewalt blieb nicht viel von der Zärtlichkeit, die er mir versprochen. Sie breitete ihre großen, schwarzen Schwingen aus, die mich in ganz großer Kälte umhüllten. Ich zitterte, und die Grimasse übermannte mich. Ich zerrte an den Flügeln, um wieder atmen zu können, doch beschmutzte sie mich weiter, je mehr ich ihr Gefieder zerrupfte, solange, bis ich kraftlos geschehen ließ, was sie mir tat. Ich spürte die Krallen nicht mehr. Ich spürte den Hausnabel nicht mehr. Ich spürte nicht mehr die penetrante Gier nebst dem widerlichen Röcheln, das sie ausstieß, als sie meiner habhaft zu werden trachtete. Ich lag da wie eine Fremde in meinem Bett, als wäre ich meine Seele, die auf den matten Körper herablickte, wie er dalag. Nackt, vom Schwarzen ausgezehrt, von Schweißperlen übersät, totenbleich und bebend wie ein dürrer Ast im Wind. Ich glaube, ich bin zur Atheistin geworden.

Als die Doktorsfrau den Fürsten aus dem Zimmer geleitete, bat er darum, am Folgemorgen ihren Herrn Gemahl zu sprechen.

„Genehm“, antwortete die Dame des Hauses, die einen Schlüssel nahm und das Zimmer hinter ihm abschloss.

„Zur Sicherheit“, bestätigte sie ihr Tun, das Broschenberg vorkam, als wolle sie damit den Geist der Tochter darin bewahren wie die Seele in einer Urne. Mit einem Male wurde er sich der Unheimlichkeiten dieser Räumlichkeiten bewusst, die mehr von kühlen Geheimnissen als von stillen Hoffnungen hatten und ihm zunächst mehr Rätsel als Aufschlüsse gaben. Kaum dass sie auf den Gang hinausgetreten, stand schon, als wäre es von einem Operettenlibretto diktiert, der Vogel von Hausdiener parat, um den Gast in geschminkter Höflich-

keit und nobel verhüllter Dringlichkeit zum Gehen zu bewegen. „Missverstehen Sie mich nicht, werter Fürst“, füllte sie die Gedankenpause mit einem zur Entschuldigung ansetzenden schlechten Gewissen. „Ich verkrafte es schwer ...“, unterbrach sie den Satz in der Mitte, da sie die Tränen in sich hochkommen spürte. „Bitte helfen Sie uns.“

Broschenberg nahm ihre Hand und versprach es, ehe er hinter Viktor drein marschierte.

Die Giuseppina ließ sich zurückkutschieren, noch immer im Kopf, wie die Musikanten stumm dasaßen, nachdem der Cellist hinauszitiert worden war, und wie der Doktor versuchte, einigermaßen fröhlich dreinzuschauen, was ihm aber partout nicht gelang. Das Buch gekrallt, als wäre es das Ihre, begann sie bereits ihre Neugier zu verfluchen. Dem hungrigen Blick Manis ausweichend, ignorierte sie seine Frage wie seinen Gruß und enteilte hinauf in ihre Logis.

Wenig später machte sich auch Broschenberg zurück auf den Pfad.

„Da schau her, etwas Wienerisches“, fiel es dem Fürsten auf, als er den Nachhall der Musiker im Foyer auffing.

„’Naus aus der Kaiserstadt, ’naus aus Alt-Wien, trag dich im Herzerl jo allweil noch drin“, memorierte er den vom Klang getragenen Geist und schlug sich durch Wind und Regen, wie einer jener nautischen Abenteurer, den Kragen seines Rockes hochgeschlagen, zurück zum Quartier.